

fessionsfamilien leben und „ihre Glaubenswahrheiten“ rezipieren. Kirche ist Kirche in Vielfalt, im Dialog, in der Kommunikation, in der Freiheit der Kinder Gottes, das zur Versöhnung und Einheit aufrufende Bewußtsein umzusetzen. Die großen bemerkenswerten Konsens- und Konvergenztexte müssen Bodenhaftung bekommen in den Kirchen, damit die Christen wieder neu zu der Quelle ihres Glaubens vorrücken, aus der sie leben. „Glaube als Zustimmung“, wie der treffende Buchtitel ausagt, ist das ökumenische Grundproblem, das neu in unseren Erfahrungen und in unserem Bewußtsein Platz greifen muß. Rezeption muß mit Leben gefüllt sein! Dafür liefert dieses Buch wertvolle Aspekte und Anstöße.

Georg Schütz

Hermann Josef Sieben, Die Partikularsynode. Studien zur Geschichte der Konzilsidee (Frankfurter Theologische Studien 37). Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1990. 303 Seiten. Kt. DM 58,-.

Wer den mit 1990 datierten Band 19 der TRE aufschlägt, findet dort den Verweis „Konzil → Synode“. Was in Band 19 eben noch folgt, ist nur der Artikel „Konziliarismus“ als das Gegenstück zu dem, was über „Episkopalismus“ schon früher gesagt worden und über „Papalismus“ noch zu erwarten ist. Eine dringend notwendige Übersicht zu „Synodentheorie und -praxis, christentumsgeschichtlich“ wird, so man überhaupt auf sie hoffen darf, erst unter einer mit 2000 beginnenden Jahreszahl erscheinen.

Wohl auch noch über jenen fernen Tag hinaus wird der Interessent nach den ausführlicheren Teildarstellungen zu

greifen haben, die H.J. Sieben bereits 1983, 1984 und 1988 veröffentlicht hat, und seine Informationen einigermaßen abrunden können mit dem nunmehr erschienenen Studienband.

„Partikularsynode“ ist der Oberbegriff für alles, was Universal- bzw. Generalsynode, also Konzil im klassischen Sinne, *nicht* ist. Einmal von unten nach oben aufgezählt und gesamtchristlich versuchsweise ergänzt, wären das: Archidiakonalversammlung und Kreisynode, Diözesansynode und landeskirchliche Synode, Regional- oder Plenarkonzil und die Synode mehrerer Nachbarkirchen, Nationalkonzil und Bundesynode, plurinationaler Bischofsrat, Patriarchalsynode, „Vollversammlungen“ oder gar panorthodoxe Synode.

Die Sieben'schen Studien gehen, einige Schwerpunkte setzend, auf 1600 Jahre ein und haben ganz überwiegend die römisch-katholische Kirche im Blick. Mehr als einmal deutet der Verfasser an, daß bestimmte Engführungen eigentlich nicht sein müßten und daß letzthin einiges möglich war (etwa Pastoralsynoden) und derzeit tätig ist (etwa Bischofskonferenzen), ohne daß der christentumsgeschichtliche Erfahrungsschatz auch nur einigermaßen Eingang gefunden hätte und die Phänomene theologisch wie kanonistisch ausreichend geklärt – was ja auch heißt: in ihrem Bestand gesichert – wären.

Heiner Grote

Ludwig Bertsch SJ, Laien als Gemeindeführer. Ein afrikanisches Modell. Herder, Freiburg 1990. 237 Seiten. Pb. DM 38,-.

Ein erfreuliches Buch – ein traurig stimmendes Buch. L. Bertsch, Professor für Pastoraltheologie und Liturgiewissenschaft in Frankfurt und Direktor

des Missionswissenschaftlichen Instituts Missio Aachen, präsentiert die zentrale pastorale Neuerung, die der 1989 verstorbene Kardinal Malula 1975 in die Erzdiözese Kinshasa eingeführt hat: Die Betreuung eines Laien mit der Aufgabe der Gemeindeleitung. Malula nahm den Priestermangel als äußeren Anlaß, um der durch das II. Vatikanum eingeleiteten ekklesiologischen Wende zur Verwirklichung zu verhelfen, „die Kirche Gottes, die in Kinshasa ist“ auf die Communio zu bauen und so eine authentisch afrikanische Ortskirche zu errichten.

Mit der Dokumentation dieser ermutigenden Entwicklung verfolgt der Verfasser drei Ziele: die Weitergabe wertvoller Erfahrungen aus einer afrikanischen Ortskirche, die Beobachtung der Rezeption der Ekklesiologie des II. Vatikanums und eine vergleichende Pastoraltheologie: Inwieweit stellt das afrikanische Projekt des Laiendienstamtes das „Mokambi“, ein Modell dar für eine basisnahe Orientierung anderer Ortskirchen? Entsprechend bewegt sich das Buch zwischen der geschwisterlich gelebten afrikanischen Basisgemeinschaft und einem von ihr ausgehenden Impuls für die „Regelung der universalen Kirche“. Der Verfasser stellt acht Dokumente der Ortskirche von Kinshasa aus den Jahren 1970 bis 1988 vor, indem er verständlich in ihren Kontext einführt und sie dann in einer guten Übersetzung selbst zu Wort kommen läßt. (Wiederholungen hätten sich kürzen lassen.) Der Ritus der Einsetzung eines „Mokambi“ und zwei Erfahrungsberichte beschließen das Buch.

Die Entwicklung beginnt mit einer eigenständigen afrikanischen „Episkopaltheologie“ (Dok. 1), einem aus afrikanischer Kultur inspirierten Communio-Konzept, das als „Charta aller spä-

teren Bemühungen und Aktivitäten“ auch für deutschsprachige Theologie zu wünschen wäre – so biblisch, so sehr im Sinn von Röm 12,2 als Basis künftiger Ökumene geeignet! Dann folgt der unausbleibliche Konflikt, der sich in der Perspektive der „europäischen Mutterkirche“ zwischen Communio und Sakrament aufspannt. Der mit der Gemeindeleitung beauftragte, verheiratete und nicht geweihte „Mokambi“ arbeitet mit an der Seelsorge, für die der „mitverantwortliche Priester“ die Weihe erhalten hat. Die Diskussion um dieses Spannungsverhältnis führt zum Nachweis, die Einrichtung der Laiendienstämter lasse sich mit dem II. Vatikanum und dem neuen Gesetzbuch der katholischen Kirche (von 1983) vereinbaren. Diese Erkenntnis reiht das Experiment Malulas in die Rezeption der Konzilsdokumente ein und stellt es mithin als ein legitimes Modell für die Gesamtkirche dar. Obwohl der Erfahrung lebendiger Gemeinschaft als Realisierung von Kirche erst dadurch die Wege geebnet (erlaubt) werden, kommt die umgekehrte Frage jedoch wie üblich nicht zu Wort, ob nämlich „die aktuelle kirchliche Gesetzgebung, die diese Erfahrung zugleich in eine exaktere juristische Ausdrucksform kleidet“ (Dok 5,3), auch dem Geist der Wohnviertelgemeinschaften aus deren (!) Sicht gerecht wird.

Mit welcher Berechtigung wird das Teilen des eigenen Lebens vom Sakrament der Eucharistie unterschieden? Die angeblich fundamentale Differenz zwischen der Wahrheit der Sakramente und der Wahrheit der Gemeinschaft oder zwischen Hierarchie und Laie, zwischen Heiligung und Heilen, zwischen Wort und Ereignis stützt sich auf abendländische Evidenz und bleibt ansonsten unbefragt. Doch wäre erst unter diesem Aspekt die entscheidende afrikanische

Fragestellung angesprochen, deren Fehlen in den publizierten Texten leider der begrüßenswerten Intention des Buches entgegensteht, das in der Tat die Äußerung A. Exelers (S. 27) bestätigt: „Solange diese Begriffsverengung (der Universalitätstheologie) wirksam bleibt, ist an eine echte vergleichende Theologie nicht zu denken.“ Der afrikanische Ansatz wirkt befreiend, der Rezeptionsprozeß aber kolonialistisch. Für die Dokumentation dieser grundsätzlichen Problematik sei dem Autor gedankt.

Heribert Rücker

EUCCHARISTIE

Elisabeth Hönig, Die Eucharistie als Opfer nach den neueren ökumenischen Erklärungen. Bonifatius-Verlag, Paderborn 1989. 299 Seiten. Geb. DM 38,-.

Nach Wilhelm Averbücks Untersuchung zum Opfercharakter des Abendmahls in der neueren evangelischen Theologie (1967) konnte die nun vorliegende Freiburger Dissertation (1984), von Karl Lehmann auch nach dem Wechsel ins Mainzer Ordinariat betreut, dieses kontroverstheologisch einst neuralgische Thema von dafür einschlägigen ökumenischen Dialogen her behandeln. Das Ergebnis der jüngsten Entwicklung ist bekannt: Es verbleiben wohl Unterschiede im Interesse, in Schwerpunktsetzung und Diktion, kirchentrennend ist die Meßopferproblematik aber nicht mehr.

Die Verfasserin untersucht neun Dokumente bilateraler Gespräche, je vier auf regionaler Ebene (kath./luth. USA 1967; kath./ref. Dombes 1971; russ.-orth./EKD Arnoldshain 1976; Ökum. Arbeitskreis ev./kath. Theologen 1983) und auf

Weltebene (angl./kath. Windsor 1971; kath./meth. Denver 1971/Dublin 1976; ref./kath. 1977; kath./luth. Herrenmahl 1978) sowie die multilateralen Texte von Faith and Order (Lima 1982) nach ihrer Geschichte, Zielsetzung, Methode und nach ihren inhaltlichen Aussagen zur Eucharistie als Opfer. Die Einzeldarstellungen erfolgen zuverlässig, verstehend und umsichtig im Urteil (21–249), so daß der abschließende „Ertrag“ (250–279) überzeugt und gewinnbringend zu lesen ist.

Die Texte lassen sich trotz gemeinsamer Anliegen und Thematik nur bedingt miteinander vergleichen, weil sie unterschiedlichen Interessen folgen. So geht z. B. Dombes spirituell-pastoral vor, der Dialog in den USA zielt auf eine neue Sprache, der Ökumenische Arbeitskreis untersucht wissenschaftlich; auch sind die Arbeitsgruppen unterschiedlich autorisiert von kirchlicher Delegation bis hin zu freier Arbeitsgemeinschaft, und das Thema „Opfercharakter“ kommt sowohl ausschließlich (Arnoldshain und Ökum. Arbeitskreis) wie beiläufig (ref./kath. auf Weltebene) zur Sprache.

Doch erweist sich der Vergleich als ertragreich: Der in der Opferfrage erreichte Fortschritt vollzog sich „nicht in einer gradlinigen Entwicklung, sondern ... in Sprüngen“ (251). Die Lund-Methode (gemeinsam zu den Quellen: Bibel und frühe dogmengeschichtliche Entwicklung), die Suche nach neuer Sprache und gemeinsamem Zeugnis, die ganzheitliche Sicht der Eucharistie und der Einbezug der Liturgie in das Eucharistieverständnis kennzeichnen die neue Lage (251ff). Der Opfercharakter der Eucharistie wird definierbar durch „Überwindung der beide Seiten belastenden spätmittelalterlichen Trennung von „sacramentum“ und „sacrificium“, durch Per-